



Mit 39 sieht sie zum ersten Mal den Tod. Im Oktober 2013 bekommt Sandra aus Appenweier die Diagnose: Brustkrebs. Viel hat sich seitdem verändert in ihrem Leben. Nicht alles zum Schlechten.

VON FRANZISKA JÄGER (TEXT) UND IRIS ROTHE (FOTOS)

Der Feind in der Brust

Fünf Stunden können eine Ewigkeit sein. So lange dauert es, bis die Medikamente in den Körper fließen. Sandra hat keine Zeit zum Überlegen. Schon steckt der Schlauch an der Kanüle. »So, jetzt können Sie uns nicht mehr entkommen«, hatte die Schwester noch scherzhaft gesagt. Rote Flüssigkeit läuft vom Infusionsständer in die Brust. Wenn ein Beutel leer ist, wird der nächste angehängt. In Sandra fließt stundenlang mal Gift, das die Tumorzellen zerstören soll, mal Kochsalzlösung, um die Venen durchzuspülen. Cocktailzimmer, so nennt Sandra diesen Ort, den sie bis April 2014 immer wieder aufsuchen muss.

Sandra aus Appenweier ist 39 Jahre, als sie Brustkrebs bekommt. Ein recht junges Alter, sagt der Arzt, das Durchschnittsalter liege bei 63. Je jünger die Frauen, desto schwieriger der Krankheitsverlauf. »Frauen wachsen an der Krankheit, oder sie zerbrechen daran – ein Tumor ist wie ein Krimineller. Mal ist er ein Taschendieb, mal ein Bankräuber, im schlimmsten Fall ein Mörder.«

Ärzte haben viele Gedanken zu diesem T-Wort. Für Sandra ist ihr Brustkrebs wie ein Marathonlauf. Erst die nicht enden wollenden Untersuchungen, dann die Therapie – und immer wieder die Hoffnung, schnell genug zu sein, um der Krankheit zu entkommen.

Ein warmer Dienstagabend Ende September 2013. Wie jede Woche ist Sandra beim Sport. Nächste Übung. Auf den Bauch legen. Sandra bemerkt einen stechenden Schmerz in der linken Brust. Sie stopft sich ihre Oberweite mit einer Weste aus und macht weiter. In den nächsten zwei

Wochen ertastet Sandra immer wieder einen Knoten. Nun wird sie unruhig. Dann kommt der 30. Oktober 2013.

Mammographie. Ultraschall. Der Arzt sieht auf das Ultraschallbild und wird stutzig. Er ruft einen zweiten Arzt, einen Brustkrebs-Spezialisten. Noch mal Ultraschall. Der zweite Arzt zeigt Sandra einen großen dunklen Fleck auf der Brust. »Wir müssen eine Stanzbiopsie machen, um zu klären, ob der Tumor gut- oder bösartig ist.« – »Tumor«, schießt es Sandra durch den Kopf. »Bösartig.«

B.Ö.S.A.R.T.I.G. »Ich fragte nach, ob das Krebs sei«, erzählt Sandra. »Ja«, hatte der Arzt ihr geantwortet. »Ich heulte. Die Stanzgeräusche in der Brust hörten sich an wie Schüsse aus einer Druckluftpistole.«

Was soll einem da schon durch den Kopf gehen? Ich werde sterben, denn Krebs bedeutet Tod, denkt sich Sandra. »85 Prozent Heilungschancen«, sagt der Arzt. Das tröstet Sandra in diesem Moment nicht. Es ist auch kein Trost für die schlaflosen Nächte, die Sandra aus ihrem bisherigen Leben reißen. »Warum ich? Was, wenn ich zu den 15 Prozent gehöre?«

In diesen Nächten dreht sich das Gedankenkarussell. Statt zu schlafen, blättert Sandra in Katalogen, sucht sich einen Grabstein aus, plant die Beerdigung, den Nachlass. Die nächsten Tage vergehen wie in Trance. Dann sind die Ergebnisse da. Der Tumor gehört zu den aggressiven und schnell wachsenden. Zum Glück keine Metastasen. Sandra kann nach diesem Befund ihre Erkrankung akzeptieren, sich damit arrangieren. Die Nächte sind

nun wieder erträglicher. Keine Warum-Fragen mehr. Sandra merkt, dass diese Fragerei zermürend ist, denn sie bekommt keine Antworten.

Ihr Freund ist immer für sie da gewesen, erzählt Sandra. »Ich kann dir nicht helfen«, hatte er gesagt. »Ich stehe nur hilflos neben dir.« – »Nein. Es hilft so viel, dass du einfach da bist und zuhörst, wenn ich wieder Angst bekomme, einfach nur reden möchte.«

» Meine erste Chemotherapie fühlte sich an wie der Gang zur Schlachtbank. «

Bei der Operation wird ein Teil von Sandras Brust entfernt. Nach der Operation ist der Feind in der Brust raus. »Das war der wichtigste Moment für mich. Ab da stand für mich fest: Ich werde den Krebs besiegen, bevor er mich besiegt.«

Zuerst war nur von Operation und Bestrahlung die Rede, doch dann erfährt Sandra, dass sie eine Chemotherapie braucht. Ein Schock. Denn bisher sieht man Sandra die Krankheit nicht an. Sie sieht gesund aus. Sandra liest viel im Internet. Haarausfall. Erbrechen. Fahle Haut, Herzschäden. Organschäden. Müdigkeit. Und noch viel mehr. Sandra bekommt noch mehr Angst, fragt sich oft, ob sie dieser Herausforderung gewachsen ist. »Am ersten Tag der Chemo war ich so nervös, dass ich nicht mal imstande war, ein Bonbon aus der Tasche zu holen, ohne dass es mir quer durch das komplette Wartezimmer

kullerte. So lenkte mich dieses bescheuerte Bonbon wieder etwas von der Panik ab, denn als ich mich wieder hinsetzen wollte, wurde ich schon aufgerufen«, erinnert sich Sandra. »Meine erste Chemotherapie fühlte sich an wie der Gang zur Schlachtbank.«

Es ist nicht annähernd so schlimm. Die Chemotherapie dauert fünf Monate – alle drei Wochen eine Behandlung. Doch die Neben-

wirkungen werden immer stärker. Sandra weiß, nach der ersten Chemotherapie werden die Haare ausfallen. Deshalb will sie, dass ihr Freund ihr die Haare auf vier Millimeter runterrasiert. Sandra kauft sich eine Perücke, aber sie kann sich nie richtig mit ihr anfreunden. Sandra ist nicht mehr sie selbst. Die Perücke bleibt auf dem Styroporkopf im Badezimmer. Jeden Morgen sieht sie mit leeren Augen auf diesen Kopf.

Sandra steht zu ihrer Krankheit und ist fast immer ohne Mütze oder Tuch unterwegs. Anfangs scheint es etwas befremdlich, eine Frau mit Glatze zu sehen, doch an den Anblick gewöhnt sich das Umfeld schnell. Von ihrer Umwelt will sie »normal« behandelt werden. Nicht wie ein Häufchen Elend. Durch die Krankheit lernt Sandra, vieles mit Galgenhumor zu nehmen. »Hey, Skinhead, wo sind deine Springerstiefel?« – »Zu Hause«, ant-

wortet Sandra ihrer Bekannten. Die Zeit vergeht. Es ist eine Zeit mit Höhen und Tiefen.

Die Zeit mit der Krankheit hat Sandra wachsen lassen. Ihre Chemotherapie hat sie im April 2014 beendet. Die Bestrahlung war die angenehmste Behandlung für Sandra. Die nächsten fünf bis zehn Jahre muss sie nun noch Medikamente nehmen. Vor fünf Monaten hat sie den Schritt in die Selbstständigkeit gewagt. Nach 21 Jahren bei ihrem Arbeitgeber merkte sie, ich kann nicht mehr so weitermachen wie bisher. Der lange Anfahrtsweg, der volle Arbeitstag – all das hat sie beansprucht und erschöpft. Nach so langer Zeit des Gewohnten war es nicht einfach zu kündigen, aber die Lebensqualität sollte nicht länger leiden. Sandra kann nun flexibel ihren Arbeitstag einteilen, macht mehr Sport.

Die Therapie hat Spuren hinterlassen. Vieles ist nicht mehr, wie es einmal war. Sandra muss mit ein paar Nebenwirkungen leben.

Doch sie hat die Krankheit überstanden. Die Haare sind nachgewachsen. Äußerlich sieht man ihr nichts mehr an. Am Ende waren ein paar »Giftcocktails« das geringere Übel. Die Angst vor jeder Nachkontrolle aber bleibt.

Ein Video zu dieser Ortenau-Reportage finden Sie unter: www.mibavt.de | Videocode: 16537

Eine Bildergalerie zu diesem Thema finden Sie unter: www.bo.de | Webcode: 32567

■ Nächste Woche lesen Sie: Aus Altem wird Neues – Wie man aus Silberbesteck Schmuck herstellen kann.



Die Augenbrauen muss Sandra heute nicht mehr nachziehen; die 41-Jährige hat ihren Brustkrebs vorerst besiegt. 2013 wurde ein bösartiger Tumor in ihrer linken Brust festgestellt. Nach der Diagnose hat sie ihr Leben geändert, geht regelmäßig zum »Walken«. Die Perücke hat sie in der schweren Zeit nur einmal getragen. Sie fühlte sich wohler mit Glatze.

WETTBEWERB

»Wendepunkte«

Im Rahmen des diesjährigen Volontär-Wettbewerbs der MITTELBADISCHEN PRESSE haben sich vier Nachwuchsjournalisten für eine Ortenau-Reportage dem Thema »Wendepunkte« auf ihre je eigene Art und Weise gewidmet. Der heute veröffentlichte letzte Beitrag in dieser Reihe stammt von **Franziska Jäger**.

